



Leseprobe

Oliver Weiss

Im Land der begrenzten Möglichkeiten

Einmal New York und zurück

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 240

Erscheinungstermin: 24. Juni 2026

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Autor*in

Zum Buch

Entzauberung eines Sehnsuchtsorts

Als er mit der Green Card die Eintrittskarte für ein Leben in den USA erhält, erfüllt sich für Oliver Weiss ein Jugendtraum. Voller Erwartungen wagt er den Sprung nach New York City – und prallt auf eine Wirklichkeit, die wenig mit seinen Vorstellungen gemein hat: Die Wohnverhältnisse sind abenteuerlich, die Freundlichkeit bleibt unverbindlich, Beziehungen sind zweckgebunden. Mit jedem Tag bröckelt die Faszination, bis der Traum der Ernüchterung weicht. Nach langem Ringen zieht es Oliver Weiss zurück nach Europa – und er gibt seine Green Card zurück.

Lakonisch und bisweilen haarsträubend komisch erzählt dieses Buch von einer Realität, die die Sehnsucht nicht erfüllt – und wirft einen Blick in die amerikanische Seele.



Autor

Oliver Weiss

Oliver Weiss ist Autor und Illustrator u.a. für The New York Times, Süddeutsche Zeitung, Die Zeit und Rowohlt. Zu aktuellen Büchern zählen »In vollen Zügen« (Riva) und »The ABC Zoo: Beastly Facts from A to Z« (Chronicle Books). Für »Die Öblings kommen!« (Fischer Sauerländer) erhielt er den »Meefisch«-Preis für das beste deutschsprachige Bilderbuch. Er lebt in Berlin.

OLIVER WEISS
Im Land der begrenzten Möglichkeiten

Oliver Weiss ist Autor und Illustrator u. a. für *The New York Times*, *Süddeutsche Zeitung*, *Die Zeit* und Rowohlt. Zu aktuellen Büchern zählen *In vollen Zügen* (Riva) und *The ABC Zoo: Beastly Facts from A to Z* (Chronicle Books). Für *Die Öblings kommen!* (Fischer Sauerländer) erhielt er den »Meefisch«-Preis für das beste deutschsprachige Bilderbuch. Er lebt in Berlin.

OLIVER WEISS

Im Land der begrenzten Möglichkeiten

Einmal New York und zurück



HEYNE <

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

© 2026 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Moritz Volk

Illustrationen: Oliver Weiss

Umschlaggestaltung und -illustration: Oliver Weiss

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-60760-6

www.heyne.de

Humpty Dumpty sat on a wall.
Humpty Dumpty had a great fall.
All the king's horses and all the king's men
Couldn't put Humpty together again.

Kinderreim

Für meine Eltern
Pour Michèle



VON EINER NEW YORKERIN AN EINEN ANGEHENDEN NEW YORKER:

I live in New York. I have a good life – a decent life, but not a glamorous one. I go to the theater, movies, museums, and eat out with friends because I enjoy doing these things – nothing ambitious – and I am fairly happy.

New Yorkers don't mind riding the train for twenty minutes to be in the heart of NYC – what choice do we have? Life is expensive, and we live on the outskirts of the action.

New York is not Barcelona, Roma or Paris ... New Yorkers are rude sometimes, but the kindness of strangers is unforgettable when you live in NYC long enough, and you know it. New York landlords are bad businessmen, they see the money, not their investments. Who can blame them? They have not had many centuries of managing buildings, but only a couple. So we forgive them about silly windows.

We love New York because we define it, and it defines us. We take it day by day. Tourists annoy us, but we can see why they want to be here. Food, rent, and entertainment are expensive ... We complain and curse, but we would rather be here than not.

Give New York a chance, and it will grow on you like skin.

From New York with love,
Michèle

Inhalt

Vorwort	13
Erstes Kapitel: The Call of the Wild	17
Glory Hallelujah	19
Wanderlust	24
Tomorrowland	30
Screw Me, But Don't Screw Me	36
Schöne neue Welt	43
Zweites Kapitel: Legal Alien	53
Amazing!	55
If I Can Make It There	60
Eissturm	68
Schäferstündchen	75
Some Like It Hot	81
Drittes Kapitel: New York, New York	89
Singsang	91
Groundhog Day	97
Eisgekühlte Coca-Cola	102
Zero Tolerance	109
Schildbürger	117
Ein Penthouse mit Ausblick	122

Viertes Kapitel: Die Reifeprüfung	129
Let's Go Shopping!	131
It's All About Branding	137
Malen nach Zahlen	143
Überlebenskünstler	148
Unterirdisch	157
Fünftes Kapitel: Wem die Stunde schlägt	165
Reality Check	167
The Way We Were	170
Kippbild	175
Das Leben der Anderen	182
Survival of the Fittest	187
Ansichtssache	191
Sechstes Kapitel: Gone With the Wind	199
Generalprobe	201
Doomsday	205
Auf weiter Flur	210
Sorry, We're Closed!	214
Zehn Kilo Weltliteratur	219
Der Countdown	223
Dank	235



Vorwort

Als Teenager drückte sich meine Mutter die Nase am Fenster der Bäckerei gegenüber dem Internat platt. Mit jedem Besuch wurde die Sehnsucht nach den Mohnschnitten größer. Was für eine Köstlichkeit das sein musste! Doch als ihr Onkel sie schließlich einlud, kam es, wie es kommen musste: Die Wirklichkeit hielt dem Vergleich mit der Fantasie nicht stand ...

Wer es bequem mag, bleibt am besten zu Hause. Wer zu Hause bleibt, dessen Horizont bleibt beschränkt. An dieser Ordnung ist nicht zu rütteln. Seit ich Mitte der Neunzigerjahre für mehrere Monate in New York gewesen war, hatte sich mein Entschluss verfestigt, irgendwann einmal dort zu wohnen. Fast zwei Jahrzehnte später, an einem kalten Februartag, hielt ich endlich die Green Card in Händen – den Ausweis zu einem Leben in den Vereinigten Staaten.

Doch schnell musste ich mir eingestehen, dass mir meine lebenslange Leidenschaft für Amerika über die Zeit klammheimlich abhandengekommen war, ohne dass ich es mitbekommen hatte. Mit dem bloßen Auge wirken die Alte und Neue Welt zum Verwechseln ähnlich. Man trägt blaue Jeans, hört die gleiche Musik und schaut dieselben Filme. Spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg sind die USA zur Leitkultur für große Teile der Welt und speziell für Deutschland geworden.

Erst wenn man beide Kontinente unters Mikroskop legt, fällt einem auf, dass sie weit weniger gemeinsam haben, als man glaubte. So wie sich Bree aus Brooklyn darüber wun-

dert, dass die Toiletten in sanierten Berliner Altbauwohnungen aus der Wand ragen und Kleiderschränke nicht eingebaut sind, mag es Boris aus Berlin aufstoßen, dass New Yorker Duschköpfe fest in der Wand verschraubt sind und das Leitungswasser nach Chlor schmeckt. Andere Länder, andere Sitten – darin liegt bekanntlich der Reiz des Reisens.

Schwerer wiegen die Brüche in Kultur und Gesellschaft: ein tief verwurzelter Rassismus, der die USA seit ihren Gründertagen begleitet; der Raubtierkapitalismus und die daraus resultierende soziale Ungleichheit; ein Pragmatismus, der nur die Farben Schwarz und Weiß zu kennen scheint – bis hin zu den Auswüchsen von Zero Tolerance und Cancel-Culture.

Hinzu kommen die politische Zerrissenheit, ein beunruhigender Drang zur nicht nur moralischen Weltherrschaft und eine Selbstgefälligkeit, die keinen Zweifel erlaubt. Ausgerechnet das *land of the free* liebäugelt heute offen mit dem Autoritarismus. Es ist ein Flirt auf dem Balkongeländer. Amerikas Demokratie hat das Gleichgewicht bereits verloren, und der Aufprall steht uns allen noch bevor.

Lebensträume gehen mit der Zeit, als wären sie Fernzüge. Doch je länger man mitfährt, desto öfter ertappt man sich beim nervösen Abgleich mit dem Fahrplan. Im Amerikanischen nennt man das *reality check*. Ich hätte es mir nie verziehen, das Abenteuer nicht wenigstens gewagt zu haben. Doch das ständige Pendeln zwischen New York und Berlin zwang mich zum Vergleich – den Berlin am Ende leichtfüßig gewann. Es war ein Sieg nach Punkten.

Die Arbeit an diesem Buch zog sich über Jahre. Während-

dessen radikalisierten sich die politischen Entwicklungen am rechten Rand. In Trumps zweiter Amtszeit überschlugen sich die Ereignisse in einem Tempo, das den gesunden Menschenverstand aus der Kurve trägt. Die Gegenwart drohte meine kleine Einwanderungsgeschichte zu überholen.

Warum sollte heute noch jemand freiwillig in die USA auswandern? Und doch gab es diese Zeit – sie kommt mir nur sehr fern vor. Davon erzählt dieses Buch. »Jetzt oder nie«, sagte ich mir. Und so ist es schließlich doch fertig geworden – auch wenn es unvollständig bleiben muss.

Alle erzählten Geschichten sind dem Grunde nach wahr. Dabei bin ich weder Chronist noch Wissenschaftler oder Geschichtslehrer – einer Überprüfung durch den TÜV hielt manches wohl nicht stand. Dem Erzählfluss zuliebe wurde einiges verdichtet, neu arrangiert oder überzeichnet. Ähnlich verhält es sich mit den Figuren: Sie sind der Wirklichkeit entlehnt, wurden aber – sofern es sich nicht um Personen des öffentlichen Lebens handelt – zum Schutz ihrer Persönlichkeit verfremdet.



Erstes Kapitel

The Call of the Wild

Glory Hallelujah

Mein fünfter Geburtstag begann damit, dass das Geburtstagstischchen brannte. Vor Aufregung hatte ich die Kerze umgestoßen und die Glückwunschkarte meiner Großmutter in Brand gesetzt. Mit dem Zahnputzbecher löschte ich das Feuer. Am Abend balancierte ich auf der Kante der roten Kommode im Kinderzimmer, erschrak über einen dort liegenden Reißnagel und stürzte mit dem Kopf voraus auf die scharfe Kante einer Spielzeugkiste.

In der Notaufnahme übergab man mich blutüberströmt einer Krankenschwester, die mir ein hellgrünes Laken übers Gesicht zog. Ich spüre noch heute den Faden, mit dem die Platzwunde genäht wurde, während ich mein Taschentuch zerknüllte. Meine Mutter behauptet, das sei nicht alles am selben Tag passiert. Auch wenn ich mich genau erinnere, will ich nicht ausschließen, dass sie recht hat.

Als meine Schwester fünf Jahre alt war, durfte sie im Kindergarten zum »Morning Time March« die amerikanische Flagge hissen. Das erscheint im Vergleich schreiend ungerecht, aber so ändern sich eben die Zeiten.

Und doch auch wieder nicht: Denn der Wahrheit zuliebe sei erwähnt, dass auch Caroline bald darauf mit dem Kopf auf dem Asphalt aufschlug und genäht werden musste. Sie war auf einer Bank hin- und hergewippt und hatte die Schwerkraft unterschätzt. Eigensinn liegt offenbar in der Familie.

Heute währt ein Jahr nicht länger als die Steuererklärung. Früher war das anders: Zwischen Januar und Dezember zogen sich unzählige Tage und Wochen wie Kaugummi in die Länge. 1981 erlebten wir ein solches langes Jahr in San Jose, Kalifornien, wo mein Vater als *visiting scientist* bei IBM arbeitete. Der Begriff *Silicon Valley* war erst kurz zuvor erfunden worden.

Es wurden die wichtigsten zwölf Monate unseres Lebens. Für meinen Bruder und mich geriet Amerika zum Hort unserer Träume. Alles, was wir aus Münchner Perspektive über die Welt zu wissen glaubten, wurde infrage gestellt. Jahrzehnte später besuchte ich meinen alten Schulfreund in Los Angeles, der inzwischen Filmkomponist war und bald sogar einen Oscar gewinnen sollte. In Kalifornien ist man, das haben Studien ergeben, im Schnitt dreieinhalb Mal besser gelaunt als in Deutschland. Erst bei John fiel mir wieder ein, woran das lag: Es war dieses gleißende Licht, das alles möglich erscheinen ließ.

Zum ersten Mal sah ich Kolibris, die wie winzige Hub-schrauber in der Luft verharrten. Unser Winter bestand aus nur zehn Tagen Regen; in dieser Zeit warf die Akazie im Garten ihre gefiederten Blätter ab, nur um augenblicklich neue zu treiben. Die Geranien standen unbeirrt in voller Blüte. Wir verfolgten die Amtseinführung Ronald Reagans und verschlangen dreißig Fernsehkanäle, während meine Freunde in München sich mit drei Staatssendern begnügen mussten.

In unserem ersten Spielfilm zählten wir 136 Tote. In den Werbepausen erläuterte der Hauptdarsteller die Vorzüge

von Kellogg's Cornflakes, bevor er weitermordete. Als eine tadellos frisierte Moderatorin den Kriegszustand in Polen verkündete, geriet meine Mutter in Panik, wir könnten in Amerika festsitzen. Ich jedoch war davon gefesselt, dass die Sprecherin ihren Text auswendig konnte – vom Teleprompter hörten wir erst Jahre später.

Meine kleine Schwester hielt Kinder, die sie nicht verstanden, für schwerhörig und brüllte sie deshalb auf Deutsch an. Ich lernte, »Mississippi« wie eine Maschinengewehrsalve zu buchstabieren, den Zauberwürfel zu lösen und Coupons aus der *San Jose Mercury News* auszuschneiden, mit denen man im Kmart den Weichspüler 10 Cent billiger bekam. Wir machten große Augen in den gigantischen Shoppingmalls, gegen die sich selbst das größte deutsche Kaufhaus wie ein Tante-Emma-Laden ausnahm.

Ich verschlang die *daily funnies* in der Tageszeitung, kleine Comicstrips, die am Sonntag farbig gedruckt waren, lernte Bugs Bunny und Woody Woodpecker kennen und nahm die Tonspur von Sitcoms wie *Three's Company* auf Kassette auf. Zurück in Deutschland hörte ich sie mir so oft an, bis die Bänder vor Erschöpfung leierten.

Modisch gesehen war es eine eher scheußliche Zeit: In der Schule trugen die Jungen trotz der Hitze Polohemden und Polyesterhosen, mit großen Kämmen justierten sie ihre Föhnfrisuren. Dass die Unterrichtsräume nur durch mobile Wände getrennt wurden, war offenbar die frühe Vorbereitung auf den US-amerikanischen Büroalltag in *cubicles*.

Beim Eignungstest für Mathematik stieß ich auf Zeichen, die mir völlig fremd waren. Ein Symbol sah aus wie eine

Quadratwurzel, stand aber für Division. Die Sekretärin, die den Test abnahm, markierte fast jede Antwort mit einem Häkchen. Ich platzte vor Stolz, bis mir klar wurde, dass diese *check marks* nicht »richtig«, sondern »falsch« bedeuteten. Prompt landete ich in der Klasse für die Dümmeren, wo Prozentrechnen gepaukt wurde. Im Zweiwochentakt ging es bis zu Differentialgleichungen in die höheren Kurse hinauf. Als ein Lehrer in der Prüfung mit ins Gesicht gezogener Baseballmütze ein Nickerchen hielt, entdeckte ich die Lösungen im Anhang des Buches. Die Bestürzung meiner Sitznachbarin habe ich heute noch im Ohr: »Oh Oliver, but that's cheating!« Ich darf mich damit rühmen, den Vereinigten Staaten die urdeutsche Tugend des Spickens beigebracht zu haben.

Man konnte sich seine Lieblingsfächer zusammenstellen. Wer es geschickt anstellt und sich auf die Hauptfächer Keramik, Tanzen und Backen verlegt, kann die Highschool als Analphabet verlassen. Geprüft wurde per Multiple Choice. Die Felder verlangten nach einem gelben Bleistift des Typs »Number Two«, bevor eine Lesemaschine das Urteil über die Punktzahl fällte. Auch Aufsätze verfasste man grundsätzlich mit Bleistift.

Mein *Cartooning*-Lehrer Mr. Keller hatte ein verknaushtes Gesicht wie Johnny Cash. Er spielte Tennis mit Charles M. Schulz, dem Erfinder der *Peanuts*, und zeigte uns, wie man Nasen verlängert, Kinnladen verschiebt und die Arme und Beine wie Gummi verbiegt – und dass nur wenige Striche genügen, um durch maßlose Übertreibung den wahren Kern eines Menschen freizulegen.

Weil niemand außer uns zu Fuß spazieren ging, hielt einmal ein Streifenwagen am Straßenrand: »Stimmt was nicht mit Ihrem Auto?« Wir waren übrigens die Einzigen, die sich anschnallten. Im gesetzlich verordneten Schneckentempo von 55 Meilen pro Stunde reisten wir zu den tausendjährigen Redwood-Bäumen, durch deren Stämme man hindurchfahren konnte. In Año Nuevo bestaunten wir See-Elefanten bei der Paarung. An den Wochenenden fuhren wir nach Monterey, wo John Steinbeck gelebt hatte, der Autor von *Jenseits von Eden* und Namenspatron meiner Highschool. Ich erinnere mich an den goldbraunen Sand, weich wie Weißbrot mit Invertzuckersirup, in den sich die Zehen bei jedem Schritt vergruben, und an den eiskalten Pazifik, dessen Gischt wir mit unserer neuen Super-8-Stummfilmkamera festhielten. Im Disneyland hielt ein Abraham-Lincoln-Roboter mit gebrochener Stimme seine vor Pathos tiefende Rede über die amerikanische Freiheit, als ein Chor ins »Glory Hallelujah« einstimzte. Wir konnten vor Begeisterung kaum an uns halten.

Wäre es nach mir gegangen, wären wir geblieben. Mein Leben war auf den Kopf gestellt worden. Darüber, dass die USA das bessere Land waren, bestand kein Zweifel. Lange Zeit thronte die Flagge nach unserer Heimkehr über meinem Bett. Während meine Altersgenossen auf die Neue Deutsche Welle abfuhren, flüchtete ich mich in einen eigen tümlichen Spleen für Filmmusik und alte Musicals.

Die *Voice of America* wurde mein geistiges Zuhause. Jahrzehnte später sollte der Sender ins Fadenkreuz des 47. Präsidenten geraten, der ihn wegen mangelnder Linientreue mundtot machen wollte. Der Radiomoderator Willis Cono-

ver war in den USA nahezu unbekannt, galt hingegen hinter dem Eisernen Vorhang als Legende. Allabendlich ging in seiner *Jazz Hour* der Sound der Neuen Welt über Kurzwelle in den Äther. Nach einer Sendung über Irving Berlin schrieb ich ihm einen begeisterten Brief; er antwortete mit signierten Fotos: Eines zeigte ihn mit dem Komponisten, ein anderes mit Fred Astaire am Swimmingpool. Mit seiner Sekretärin verband mich später eine Brieffreundschaft.

Ich dachte, träumte und schrieb auf Englisch. Einmal verstieg ich mich sogar zu der Behauptung, ich spräche besser Amerikanisch als Deutsch. Unsere vierstellige Hausnummer und den Telefonanschluss habe ich bis heute im Kopf. Ich musste zurück nach Amerika. Koste es, was es wolle.

Wanderlust

Immer wenn ich in die USA reise, muss ich an Herrn Schönemann denken. Herr Schönemann war mein Klavierlehrer und ein Tyrann. Unter seinem Kinn blitzte ein Goldkettchen hervor; gekrönt wurde sein Gesicht von einer massivblonden Vokuhila-Dauerwelle, die in Minipli-Locken auf seinen Schultern ruhte.

Zwar verstand er sich als Brahms-Virtuose, bestritt seinen Lebensunterhalt jedoch mit hoffnungslosen Fällen wie mir. Der Unterricht fand im schmucklosen Klassenzimmer einer Realschule aus Sichtbeton mit orangefarbener Plastikfassade statt, die direkt an ein Gewerbegebiet im Münchner Westen

grenzte. So weit das Auge reichte, war der Boden mit ausgetretenem Linoleum überzogen, das nach Bohnerwachs roch.

Herr Schönemann und ich hatten nur eines gemeinsam: Wir hassten jede einzelne Unterrichtsstunde. Das Vorwort der ahornroten Klavierfibel fasste das pädagogische Konzept der Fünfzigerjahre zusammen: »Übe stets so, als stünde dein Lehrer neben dir.« Beim Vorspiel wandte sich Herr Schönemann angewidert ab und beobachtete die Vögel dabei, wie sie Sonnenblumenkerne aus den Meisenknödeln pickten. Drückte ich eine falsche Taste, klopfte er mir auf die Finger und rief: »Fis!«; dann zitterte seine Haarpracht im Takt meiner falschen Note vor Empörung.

Natürlich übte ich immer nur kurz vorher. Als ich einmal die Hausaufgabe der letzten Woche vorgespielt hatte, legte ich die Hände schweißgebadet in den Schoß und wartete auf sein vernichtendes Urteil. Zu meiner Überraschung stellte sich heraus, dass das Stück eigentlich noch zwei Seiten weiterging. Das war mir am Vortag gar nicht aufgefallen. »Provokation!«, brüllte Herr Schönemann. Zur Strafe musste ich das Werk bis zur nächsten Woche auswendig lernen. Ich brach in Tränen aus.

Vierzehn Jahre nach meinem Jahr in Kalifornien betrete ich wieder amerikanischen Boden. Die Architektur des John F. Kennedy International Airport lehnt sich in ihrem ästhetischen Anspruch derart präzise an die Realschule an, als hätte der Baumeister die Tristesse des Münchner Westens im Hauptfach studiert.

Zum ersten Mal bin ich in New York – und will gleich drei Monate bleiben. Ich habe Mappen voller Zeichnungen

im Gepäck und Termine bei der *New York Times* und der *Village Voice*. Es könnte doch sein, dass dort jemand ausgerechnet auf mich gewartet hat.

An der Passkontrolle fällt der Blick auf ein Schild, das einen unwillkürlich blinzeln lässt: »Our Pledge to Travelers.« Ein wundersames Versprechen, das komplett in Großbuchstaben gehalten ist. »Wir geloben feierlich, Sie freundlich zu begrüßen und in den Vereinigten Staaten willkommen zu heißen« steht unter der Überschrift. Und es kommt noch dicker: »Wir versprechen, Sie mit Höflichkeit, Würde und Respekt zu behandeln.«

Da wird dem erschöpften Besucher aus Deutschland ganz wohl ums Herz. Er ist seit der Herrgottsfrühe unterwegs, hat achteinhalb Stunden beim eiskalten Zischen der Klimaanlage wie eine zusammengepresste Sardine hinter Game-Boy-spielenden Kindern ausgeharrt. Das durchgeschwitzte T-Shirt zwickt unter den Achseln, er muss dringend aufs Klo (denn vor dem Grenzübergang gibt es keins), und ihm verlangt es nach nur einem: dem warmen Hotelbett in der Neuen Welt.

Der Dienst bei der *Customs and Border Protection* erschöpft sich darin, acht Stunden am Tag Porträtfotos von wildfremden Menschen zu schießen, digitale Fingerabdrücke zu nehmen und mit versteinertem Ausdruck die immer gleiche, auf exakt sieben Wörter beschränkte Frage zu stellen: »What is the purpose of your visit?« Wer für ein bescheidenes Staatsgehalt gleichzeitig gefährliche Landwirtschaftsschädlinge und Terroristen abwehren muss, bekommt auch für ein freundliches Gesicht keine Zulage.

Der belgische Tourist in der Nachbarschlange ist des Englischen leider nicht vollständig mächtig. Als seine Frau vermitteln will, wird sie angeblafft: »I'm talking to him!« Die Zollbeamtin probiert es mit Lautstärke. Der hagere Mann stammelt verzweifelt etwas in einer Sprache, die kein Mensch versteht. Die Lage gerät außer Kontrolle. Sie schreit ihm ins Gesicht: »WHY! ARE! YOU! HERE?«

Glücklicherweise ist ihre Schicht eine Sekunde später zu Ende. Ein gemütlicher Kollege erscheint, der sich des aufgewühlten Paares annimmt. Er macht eine entschuldigende Geste und winkt sie ins gelobte Land: »Welcome to the United States, have a nice stay!«

Ich übe im Geist die Klaviatur der guten Sitten. Ich stelle mir vor, wie Herr Schönemann mit seiner ahornroten Fibel vor meinem Gesicht fuchelt und achte darauf, dass ich den Rücken durchdrücke, nicht schwitze und auf keinen Fall in die falsche Richtung huste. Keine verdächtige Bewegung, die von der Security als Vorbereitung eines Terrorakts gewertet werden könnte.

»Was ist der Zweck Ihres Besuchs?« Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Der graue Grenzhüter vor mir sitzt zusammengefallen wie ein Mehlsack hinter seinem Schalter. Ich überreiche mit zitternden Händen meinen Pass, als er mich stoisch mustert. Die Antwort hätte so einfach sein können: »Tourist.« Doch stattdessen bestehe ich auf der Wahrheit: »Ich bin geschäftlich hier.« Diesen Satz hatte ich auswendig gelernt. Damit habe ich ein Fass aufgemacht. Der Kontrolleur erwacht aus seiner vorschriftsmäßigen Starre und blickt mich argwöhnisch über den Brillenrand an.